



Welche Schule darfs denn sein? Schülerinnen und Schüler in Zürich nach den Sommerferien

Fotos: Urs Jaudas, Keystone

Eltern wehren sich gegen Schul-Algorithmus

Bald könnte eine Software über die Zusammensetzung von Klassen bestimmen. Dagegen regt sich Widerstand

Simone Luchetta

Marianne Charaf weiss, was es braucht, um sich als eingewandertes Kind Bildung zu erkämpfen. Als 14-jähriges Mädchen kam sie mit ihrer Familie aus Bolivien nach Deutschland. Sie sprach kein Wort Deutsch und wurde in der Schule von den Lehrerinnen und Lehrern als Talent übersehen und entmutigt: «Das schaffst du nicht, hiess es immer wieder», erzählt sie.

Heute spricht sie ein einwandfreies Hochdeutsch, hat zwei Studienabschlüsse, einen Dokortitel in Wirtschaftsinformatik und leitet IT-Projekte in der Finanzbranche. Mit ihrem Mann und zwei Töchtern hat sie vor sechs Jahren in Zürich-Oerlikon eine neue Heimat gefunden.

Als die erste Tochter in die Mittelstufe übertreten sollte, zog die Familie im Quartier um. Dabei durfte die neue Wohnung nicht zu weit von der jetzigen Schule weg liegen, damit das Mädchen nicht an ein anderes Schulhaus wechseln musste. «Das ist bei vielen Eltern ein Thema», sagt Charaf.

Pilotversuche in Zürich und Uster

Das Kinder das nächstgelegene Schulhaus besuchen, ist in der Schweiz der Normalfall. Doch schon bald könnte ein Computerprogramm die Knipse zuteilen, so, dass die Schulen sozial stärker durchmischt sind. Dies verlangen die Volksschulverordnung des Kantons Zürich oder auch das Schulreglement der Stadt Bern. Entsprechende Tests laufen in den beiden Zürcher Schulkreisen Uto und Waidberg und in der Stadt Uster. Das Ziel ist mehr Bildungsgerechtigkeit.

Denn wo ein Kind zur Schule geht, beeinflusst sein späteres Leben nachweislich. «Kids aus Schulen mit einem hohen Anteil an Kindern aus bildungsfernen Familien haben deutlich weniger Schulerfolg, als wenn dieselben eine sozi-



«Hochdeutsch lernt man nicht einfach so auf dem Pausenplatz»

Marianne Charaf, Mutter und im Vorstand des Ausländerinnenbeirats Stadt Zürich

al weniger belastete Schule besucht hätten», sagt Oliver Dlabac vom Zentrum für Demokratie Aarau (ZDA), einem Forschungszentrum, das zur Universität Zürich gehört. Deshalb haben Schülerinnen aus Quartieren wie Zürich-Schwamendingen oder Bern-Bümpliz von Anfang an schlechtere Karten.

Das ist ungerecht – und soll sich ändern. Der Politikwissenschaftler beschäftigt sich seit Jahren mit dem Thema Bildungsgerechtigkeit und hat im März für diverse Schweizer Städte eine entsprechende Studie vorgelegt. Mit seinem Team entwickelte er einen hochkomplexen Algorithmus, der die Durchmischung in den Schulen verbessern soll.

«Noch wurde kein Kind gemäss optimierten Einzugsgebieten eingeteilt», betont er. Das Tool habe

für die Tests diesen Sommer lediglich eine hypothetische Zuteilung vorgenommen: «Dabei ist es uns gelungen, in den sozial am schwersten belasteten Schulen mit mehr als einem Drittel an benachteiligten Kindern, deren Anteil um fünf bis zehn Prozent zu senken», sagt Dlabac.

Auch in anderen Städten ist die Software ein Thema

Das ist laut den Wissenschaftlern zentral. Die intelligente Zuteilung konnte somit die Zahl der benachteiligten Kinder an belasteten Schulen so verringern, dass dies einen positiven Einfluss auf die Schulleistung der ganzen Klasse hat.

Noch diesen Herbst soll in den Test-Schulkreisen entschieden werden, ob die Software im Schuljahr

2022/23 zum Einsatz kommt. Andere Schulkreise warten laut Dlabac die Pilotversuche ab. Ursprünglich wollte auch die Stadt Bern mit dem ZDA einen Blindtest starten, machte aber kurzfristig einen Rückzieher. Im Kanton Basel-Stadt wurde kürzlich ein Postulat im Grossen Rat eingereicht, das vom Stadtrat eine Prüfung der sozialen Durchmischung an den Schulen verlangt, ebenso in Winterthur.

In Zürich üben Eltern indes bereits Kritik, noch bevor der Pilotversuch abgeschlossen ist. Sie befürchten, das durchschnittliche Leistungsniveau an den Schulen könnte sinken. Einzelne Kinder könnten von der Umteilung vielleicht profitieren: «Aber eine gesamtheitliche Massnahme, die die Qualität insgesamt anhebt, wäre sicher begrüssenswerter», sagt Marianne Charaf.

Eine andere Mutter spricht von «Symptombekämpfung», sie hat Dlabacs Zahlen zur Durchmischung nachgerechnet: «Nur wenige Primarschulen werden durch die optimierten Einzugsgebiete sozial weniger belastet, aber doppelt so viele müssten für die Angleichung mehr Kinder aus bildungsfernen Familien als vorher in Kauf nehmen», sagt sie. Stattdessen solle man gezielt in die Deutschförderung investieren.

Auch für das einstige Einwandererkind Marianne Charaf ist Lernerfolg wesentlich an Sprachkompetenz gekoppelt. Das Schweizerdeutsche sei wichtig als kulturelles Gut, bringe aber für den Schulerfolg nur bedingt etwas: «Jedes Projekt, das mehr Bildungsgerechtigkeit verspricht, sollte eine Aussage darüber treffen, inwiefern es auch die schulrelevante Sprache verbessert. Das ist nun mal ein elaboriertes Hochdeutsch, und das lernt man nicht einfach so auf dem Pausenplatz», sagt sie, die auch im Ausländerinnenbeirat der Stadt Zürich aktiv ist. Und hätte eine Software ihre Tochter zuge-

teilt, so hätte sie das nicht goutiert, wie sie betont: «Mein Kind ist kein sozialer Beitrag.»

Was sagen Bildungsexpertinnen zur Kritik aus Elternkreisen? Sozialer Mix oder bessere Kenntnis des Hochdeutschen?

«Die Forschungsliteratur ist sich für einmal relativ einig, dass eine soziale Durchmischung für die Chancengerechtigkeit entscheidender ist als mehr Ressourcen für benachteiligte Kinder», sagt der Bildungsökonom Stefan Wolter von der Universität Bern. Klar sei, dass die Trennung von Kindern unterschiedlicher Schichten eine der Hauptursachen für unterdurchschnittliche Leistungen benachteiligter Schülerinnen und Schüler sei. «Und dass, solange man nicht eine bessere Durchmischung erreicht, auch wenig gemacht werden kann für diese Schüler.» Weshalb er Dlabacs Vorstoss begrüsst.

Freie Schulwahl statt Algorithmus?

Soziologin Benita Combet von der Universität Zürich sieht es ähnlich: «Eine bessere Durchmischung ist durchaus sinnvoll, wenn man die schulischen Leistungen aller Kinder erhöhen will.» Dabei profitieren die bildungsfernen Kinder am meisten. «Ob dies auch die Chancengerechtigkeit erhöht, würde ich vermuten», sagt sie – wegen der sogenannten Peer-Effekte: etwa weil für Kinder aus ärmeren Schichten durch Kontakt mit privilegierten Kids plötzlich das Gymnasium eine Option wird.

Während Combet «den Einsatz einer Software für die optimale Mischung für berechtigt» hält, zweifelt Wolter indes, dass ein Algorithmus die komplexen Peer-Effekte abbilden und eine richtige Mixtur gewährleisten kann. Er plädiert stattdessen für die freie Schulwahl. Dann würden privilegierte Familien im Quartier bleiben, statt wegen der Schule wegzuziehen. Dadurch bleibe das Quartier durchmischt, sagt er.

Der Algorithmus

Um eine sozioökonomische Durchmischung in Schulen zu erreichen, verwendet der vom Zentrum für Demokratie Aarau entwickelte Algorithmus soziale Kriterien: Fremdsprachigkeit, Haushaltseinkommen und die Kompetenzen der Kinder. Letztere entsprechen der Beurteilung der Kindergarten-Lehrperson bei Übertritt in die 1. Primarschulklasse. Weiterhin sollen auch die Geschlechter ausgewogen verteilt sein und die Schulkapazitäten nicht überschritten werden. Überdies wird der Algorithmus auch mit Verkehrsdaten gefüttert. Dann berechnet das Programm, wie die Schülerinnen und Schüler für eine optimale Durchmischung verteilt werden müssten und schlägt an den Grenzen der Einzugsgebiete strassenweise Umteilungen vor. (Luc)

Anzeige

NICHT GANZ 100!
Zu 100% schädlich für 100% der Schweiz



Marianne Binder
Nationalrätin Die Mitte/AG

«80 Prozent der Bundessteuern werden von 10 Prozent der Steuerpflichtigen bezahlt, während 50 Prozent 2 Prozent beitragen. Noch mehr Umverteilung gefährdet den sozialen Zusammenhalt.»



Am 26. September
Volksinitiative «Löhne entlasten,
Kapital gerecht besteuern»

NEIN

100-prozent-schädlich.ch
Komitee der Schweizer Wirtschaft
gegen die brandgefährliche
99%-Initiative, Postfach, 3001 Bern